

Pfarrerin Monika Renninger  
 Predigt am Sonntag Lätare, 14. März 2021, 11Uhr, Hospitalkirche  
 Predigttext: Joh. 12,20-26

**Predigt zu Joh.12,20-26 (Übersetzung: NGÜ)**

20Unter denen, die zum Fest nach Jerusalem hinaufgezogen waren, um anzubeten, befanden sich auch einige Leute nichtjüdischer Herkunft. 21Sie wandten sich an Philippus, der aus Betsaida in Galiläa stammte, und baten ihn: »Herr, wir möchten gern Jesus kennen lernen.« 22Philippus ging zu Andreas und teilte ihm das mit, worauf Andreas und Philippus zusammen zu Jesus gingen, um es ihm zu sagen. 23Jesus gab ihnen zur Antwort: »Die Zeit ist gekommen, wo der Menschensohn in seiner Herrlichkeit offenbart wird. 24Ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es ein einzelnes Korn. Wenn es aber stirbt, bringt es viel Frucht. 25Wem sein eigenes Leben über alles geht, der verliert es. Wer aber in dieser Welt sein Leben loslässt, der wird es für das ewige Leben in Sicherheit bringen. 26Wenn jemand mir dienen will, muss er mir nachfolgen. Und da, wo ich bin, wird auch mein Diener sein. Wer mir dient, den wird der Vater ehren.«

Es wird erzählt: Der galiläische Wanderprediger Jesus ist bekannt. Sein Ansehen überschreitet Sprachgrenzen, kulturelle Grenzen, vielleicht sogar religiöse Grenzen. Die griechischen Pilger sind zum Passafest nach Jerusalem gekommen, Pilger aus der großen Welt. Bei der Gelegenheit haben sie von Jesus gehört. Nun wollen sie ihn sehen, hören, vielleicht sogar mit ihm sprechen. Was liegt näher, als die beiden Freunde aus dem Kreis um Jesus anzusprechen, von denen man aufgrund der Namen Philippus und Andreas vermuten kann, dass sie griechisch sprechen? Sie tragen das Anliegen der Fremden vor. Und dann? Dann hört man nichts mehr von denen, die gefragt haben.

Vielleicht ist es ein oberflächlicher Wunsch. Vielleicht wollen die Festpilger unter allen ihren Reiseerlebnissen zur Abwechslung einmal auch von jenem sonderbaren Wanderprediger Kenntnis nehmen, von ihm, von dem die Pharisäer unmittelbar zuvor sagten: „Alle Welt läuft ihm nach!“ (V 19). Aber vielleicht klingt hier etwas an, was auch in der Erzählung von der Geburt Jesu auffällt: So wie die Weisen aus dem fernen Morgenland zu Jesu Geburt, kommen hier die Pilger aus der griechischsprachigen Welt und richten den Blick auf Jesus. Wenn die Nahestehenden ausfallen und versagen, dann hat Gott immer noch Andere zur Hand als seine Zeugen.

Das klingt in dem Jesus-Wort an: „Wer mich sieht - wirklich *mich* wirklich *sieht* -, der sieht den, der mich gesandt“, den himmlischen Vater (Joh.12,45). Für den ist der Himmel nicht mehr ferne, für den steht er offen. Sehen – das heißt: Erkennen. Verstehen. Schauen, ob sein Wort gilt, ob er einen Weg für uns weiß, ob er eine Hoffnung hat, an der festzuhalten sich lohnt. Dass Sehen nicht nur oberflächlich ist, sondern Erkennen-Wollen bedeutet, üben wir in diesen Tagen und Wochen in besonderer Weise, wenn wir nur noch an den Augen ablesen können, wie das Gegenüber gestimmt ist und reagiert.

„Wir möchten gern Jesus kennenlernen“, so sagen sie. Und dieser Jesus antwortet mit einem Bildwort: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es ein einzelnes Korn. Wenn es aber stirbt, bringt es viel Frucht.“ (Joh.12,24).

Auch die Naturbilder der Bibel betonen: Was du siehst, verändert sich. Und auch das, was du nicht siehst, verändert sich. Aus dem Wechsel von Saat und Ernte besteht alles Leben. Aus Verwandlung und Veränderung. Aus solchen und solchen Zeiten. Auch die griechischen Pilger, die ums Sehen und Erkennen bitten, bekommen den rätselhaften Hinweis: Tod und Leben, Sterben und Fruchtbringen gehören zusammen.

Leben verwandelt sich. Es bleibt nicht alles auf immer so wie es jetzt ist. Es gibt keine Garantien, dass das Leben immer nur angenehm und schön sein wird. Es gibt keine Zertifikate, die uns versichern, dass wir vor allem Schlimmen bewahrt bleiben. Und es gibt auch keine Bescheinigungen, die uns beruhigen, dass wir unsere Ziele immer erreichen werden.

Wir hätten es zwar gerne so. Doch es gibt keine absoluten Sicherheiten im Leben, jedenfalls nicht solche, die wir festhalten können. Alles ist dem Kreislauf von Werden und Vergehen unterworfen, weil immer etwas stirbt, uns verloren geht oder abhandenkommt. Wir können unsere Gesundheit und unsere Fitness nicht konservieren und auch nicht unser Hab und Gut gegen alle Finanzkrisen absichern. Wir können nicht ewig jung bleiben und wir müssen Veränderungen und Verluste in unserem Leben verkraften. Wir müssen Dinge akzeptieren, die wir nicht aus unserer eigenen Kraft heraus verändern können. Wir überwinden, was unser Leben erschüttert, nicht nur aus eigenem Können und Wissen. All das lernen wir gerade schmerzlich.

Ob die griechischen Pilger enttäuscht waren von dieser Jesus-Antwort? Oder sind sie mit Hoffnung erfüllt weitergegangen? Das Bild, das Jesus verwendet, spielt nicht nur auf das Sterben an, sondern auf das Leben, das dadurch möglich ist. Das Weizenkorn fällt in die Erde, stirbt, bringt Frucht. Das Korn, das ausgesät wird, braucht zum Austreiben fruchtbare Erde, Wasser und ein wenig Wärme, es braucht den Wind, der die Pollen fortträgt und die Sonne und die Zeit, damit die Ähren reifen können. Nur in dem Zusammenwirken der natürlichen Elemente wächst Leben. Damit etwas wachsen und reifen und Frucht bringen kann, muss etwas vergehen.

Im übertragenen Sinn: Allein bringen wir keine Frucht. Unser Leben ist in verschiedene Zusammenhänge eingebettet. Wir brauchen den Zuspruch anderer. Unsere Familien und Freunde geben uns Halt, begleiten uns und stehen uns zur Seite. Allein werden wir nicht reifen, nur durch die vielen Beziehungen, die uns umgeben. Alles zusammen, diese vielfältige Beziehungswelt, ist Leben, wie es von Gott geschaffen und gewollt ist.

Mitten darin ist der Tod. Er ist da, wo er einbricht und uns Menschen entreißt, grausam, furchtbar und zerstörerisch. Immer und immer wieder sind wir angefochten durch die Tragödien und Schicksale, die uns betreffen, die uns nahe gehen, von denen wir hören. Immer wieder versucht sich das Gefühl von Angst und Hilflosigkeit in unsere Lebenskraft einzuschreiben, versucht, uns den Mut und den Atem zu nehmen und uns kraftlos und hilflos werden zu lassen. Solche Erfahrungen machen wir alle in diesen Tagen und Wochen, auch die Stärksten unter uns.

Doch hier: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es ein einzelnes Korn. Wenn es aber stirbt, bringt es viel Frucht.“

Ich zitiere aus einem Trostbrief, der sich auf diesen Gedanken bezieht: „Auch wenn manches anders wird als geplant, so soll es neue Aussichten in deinem Leben geben. Es soll bei dir wieder etwas aufblühen. Du wirst dein Leben unter neuen Vorzeichen bestreiten können. Du wirst spüren, wie neue Hoffnung aufkeimt. Du darfst wieder etwas in den Händen halten, was dir gelungen ist. Du wirst die Frühlingssonne spüren, wieder ohne Schmerzen aufstehen, kannst den Tag wieder unbeschwert anlachen. Du wirst spüren, dass dir jemand Liebe entgegenbringt. Du wirst manches in einem ganz anderen Licht sehen dürfen, wirst selbst gelassener und weitsichtiger werden. Wenn etwas sicher im Leben ist, dann dieses: Immer dann, wenn du meinst, dass etwas unwiderruflich vorbei ist, hat Gott neues Aufkeimen für dich bereit. Seine Möglichkeiten sind größer als die Aussichten, die du für dich selbst hast.“ (Karl Hardecker, Predigtmeditation zu Joh.12,20-24)

Nach Ostern haben die ersten Christen gemerkt, dass Jesus dieses Bild vom Weizenkorn, das in die Erde gelegt wird und neu aufkeimt, auf sich selbst bezogen hat. Als alles menschliche Wirken nicht mehr geholfen hat, als alles vergangen und vorbei schien, da hat Gott neues Leben entstehen lassen. Und sie haben begriffen, dass erfülltes Leben nicht etwas ist, das wir für immer in unseren Händen festhalten können, sondern etwas, das uns von Gott zukommt.

Im Vorschein von Ostern sollen wir begreifen: Wir sind immer noch im Werden. Unser innerer Mensch ist noch längst nicht vollkommen entfaltet. Er bringt immer wieder neue Blüten. Gottes Güte verwandelt uns weiter. Lässt uns bislang verborgene Lebenszusammenhänge erkennen. Vermag uns zu ganz neuen Einstellungen verhelfen.

Das schon eingangs zitierte Gedicht von Hilde Domin findet eine Sprache für die Hoffnung, die immer wieder aufkeimt, mitten im Vergehen:

*Linguistik*

*Du musst mit dem Obstbaum reden.  
Erfinde eine neue Sprache, / die Kirschblütensprache,  
Apfelblütenworte, / rosa und weiße Worte,  
die der Wind / lautlos / davonträgt.  
Vertraue dich dem Obstbaum an  
wenn dir ein Unrecht geschieht.  
Lerne zu schweigen / in der rosa und weißen Sprache.*

Kirschblütensprache. Die Lyrikerin Hilde Domin hat das Wort erfunden (1909-2006). Sie wurde von den Nazis ins Exil getrieben, fand einen Fluchtpunkt in der Dominikanischen Republik. Aus Dankbarkeit hat sie später daraus ihren Künstlernamen geformt. Sie hat sich in ihrer Muttersprache beheimatet. Sie hat eine Sprache gefunden gegen die Verfolgung und Verbannung ins Exil, aber auch gegen die Verzweiflung in ihrer Beziehung, die sie über Jahrzehnte begleitet hat.

Sie nennt ihre Hoffnungssprache inmitten der Gefahr, Bedrohung und Angst: Kirschblütensprache, Apfelblütenworte.

Die Hoffnung lässt sich nicht ersticken und ausreißen. Sie blüht rosa und weiß, auch in den Zeiten des Unrechts. Auch in Zeiten der Bedrängnis und der Verzweiflung. Wieviel Kraft zeigt sich, wenn ein Mensch aus der Traurigkeit zu neuem Leben erwacht. Hoffnung und neuer Mut können auch da wieder wachsen, wo alle Hoffnung begraben worden ist. Das Leben ist stärker. Als Christen sagen wir: Ostern ist stärker.

Kirschblütensprache, Apfelblütenworte, Weizenkorn: Verwandlungen und Übergänge heben diesen Sonntag Lätare in der Mitte der Passionszeit heraus. Das Osterfest ist schon zu sehen. Amen.